



Wiesbaden den 1. Februar 1905.

Wichtigkeit der Zahnpflege bei Kindern. *)

Von Zahnarzt Julius Schmitt, Wiesbaden.

Zahlreiche Untersuchungen an Tausenden von Schulkindern haben bewiesen, daß die Zahnkrankheit eine Volkskrankheit im wahren Sinne des Wortes geworden ist. Der hohe Prozentsatz zahnkranter Kinder wird leicht von der großen Ausdehnung der Karies überzeugen. So ergaben die Untersuchungen in Deutschland etwa 98 Prozent Kinder mit erkrankten Gebissen. In anderen Ländern waren die Ergebnisse ähnliche.

Daß die Zahnkrankheit die Kinder in hohem Maße schädigt, ist wohl leicht ersichtlich, denn es ist selbstverständlich, daß Kinder sowohl in ihrer körperlichen wie geistigen Entwicklung gehemmt werden, wenn sie ein zum Kauen unfähiges Gebiß haben, wenn sie statt eines gesunden Mundes faule Zahnwurzeln, eiternde Fistelgänge mit Schwellungen des Zahnfleisches und der Drüsen aufweisen. Ein starker Fäulnisgeruch ist natürlich die Folge, der bei größeren Ansammlungen von Kindern, (wie in Schulen etc.) die Luft in hohem Grade verpestet. Außerdem verwandelt sich ein nicht gepflegter Mund in ein faulendes Centrum und in eine Brutstätte von Mikroorganismen, die sich in Entfernungen erregender Weise vermehren und den Nachbarorganen mitteilen.

Es ist sehr nachteilig, daß manche Kinderkrankheiten von kariösen Zähnen ausgehen, da Scharlach im Anfangsstadium, Masern und Diphtherie ihre Lokalisation in der Mundhöhle haben. Auch die Tuberkulose findet eine günstige Eingangspforte in kariösen Zähnen, und ist es in einer ganzen Reihe von Fällen nachgewiesen, daß Tuberkelbazillen durch kariöse Zähne in den Körper eingedrungen sind und dort tuberkulöse Entzündungen hervorgerufen haben. Pilze und Fäulnisprodukte, die sich in kariösen Zähnen eingenistet haben gelangen mit der Luft in die Lungen, mit dem Speichel in den Magen und durch offene Wurzelsanäle auf dem Wege der Lymphbahnen in den Körper. Es ist den Krankheitsserregern also möglich, auf den verschiedensten Wegen von den Zähnen aus in den Körper zu gelangen.

Man wird sich nun fragen, wo denn die Ursache der riesigen Verbreitung der Zahnkrankheit, der fast unglaublichen Zerstörung des menschlichen Gebisses liegt? Da wirken nun eine ganze Anzahl einzelner Momente zusammen, welche die Zähne gegen schädliche Einflüsse widerstandsfähig machen. Unreinlichkeit, mangelhafte Pflege der Zähne, verfeinerte Lebensweise, Kochkunst und Verweichlichung des Menschengeschlechtes. Der zivilisierte Mensch braucht seine Zähne nicht, wie es von Natur bestimmt ist. Die Folge davon ist, daß die Kiefer zu klein werden und die Zähne nur geringen Raum haben, weshalb sie auch in der entstehenden Zahnreihe leicht und früh erkranken.

Die Karies selbst entsteht auf andere Weise. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß Säuren im Verein mit Bakterien die Erkrankung und Zerstörung der Zähne verursachen. Die Säuren entstehen hauptsächlich durch Zersetzung von Speiseresten, die nach jeder Mahlzeit zwischen den Zähnen zurückbleiben. Die der Gruppe der sogenannten Kohlenhydrate angehörigen Nahrungsmittel wie Mehl, Brot, Zucker, Obst, in den verschiedensten Formen (wie Chokolade etc.) sind ganz besonders schädlich. Bakterien sind in jedem Munde millionenfach vorhanden, auch wenn der Gebrauchs antiseptischer Mundwässer ein noch so flüchtiger ist;

*) Nachstehende Ausführungen gewinnen um so mehr Interesse, da, wie wir kürzlich bereits berichtet, leghin auch in unserer Stadt wiederholt der Wunsch geäußert wurde, daß hier ähnliche Einrichtungen getroffen würden. Es wäre um so erfreulicher, wenn Wiesbaden, welches mit der Institution der Schularztzahnärztin erster Stelle stand, hierin nicht zu sehr hinter anderen Städten zurückstände. D. Red.

denn es ist nachgewiesen, daß ein Abtöten der Bakterien in der Mundhöhle vollständig unmöglich ist, da so starke antiseptische Lösungen, wie sie hierzu nötig wären, dort nicht verwandt werden können. Die Bakterien können jedoch den Zähnen gar nichts anhaben, so lange keine Speisereste zwischen den Zähnen sich befinden. Erst die durch das Zerlegen von Speiseresten gebildeten Säuren entfallen den Schmelz und erweichen ihn. Nunmehr wandern die Bakterien hinein und beginnen ihr Zerstörungswerk an ihm und in dem noch weichen Zahnbein. Die hohe prophylaktische Bedeutung der Zahnpflege ist also leicht zu erkennen. Besonders wichtig ist für die Kinder die Zeit des Zahnwechsels, da es sich darum handelt, daß an Stelle der Milchzähne ein für das ganze Leben gebrauchsfähiges, gesundes Gebiß tritt. Der Mund, als Eingangspforte zu dem Körper, muß vor allen Dingen gesund sein und dafür ist natürlich erste Bedingung wieder das Vorhandensein einer gesunden Zahnreihe. Wo kariöse Zähne, krankes Zahnfleisch, eiternde Fistelgänge sind, da stellen sich auch sehr häufig andere Krankheiten, wie Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Schwindel, Nervosität ein; besonders untergräbt ein hochgradig kranker Mund bei Kindern die Gesundheit des ganzen Körpers. Die Folge davon ist auch das Zurückbleiben der geistigen Entwicklung, denn nur in einem gesunden Körper ist ein gesunder Geist.

Selbstverständlich haben schlechte Zähne und ein unvollständiges Gebiß auch einen ungeheuren Einfluß auf die Verdauungstätigkeit, denn sie stellen doch in erster Linie die Werkzeuge dar, welche die Zerkleinerung der aufgenommenen Nahrung zu besorgen haben. „Gut gekaut, ist halb verdaut“. Die Verdauungssäfte werden den gut gekauten Speisefetzen besser durchdringen und ihn daher vollkommener verarbeiten können, als mehr oder minder ganz verschluckte, unzulänglich zerkleinerte Speisetheile. Auch sind unvollkommen gekaute Speisetheile nicht hinreichend mit Speichel, der gerade bei der Verdauung der Kohlenhydrate (Mehl, Brot, Zucker, Süßfrüchte etc.) eine große Rolle spielt, durchmischt. Es ist dies eben unmöglich, da gerade das Hin- und Herschieben der Speisefetzen im Munde während des Kauaktes die Speicheldrüsen zur Absonderung des Speichels anregt.

Mangelhafte gekaute und nicht genügend mit Speichel durchmischte Speisetheile bewirken nun, daß gerade die beiden wichtigsten Gruppen der Nahrungsmittel, die Eiweißstoffe und die Kohlenhydrate, ihren Zweck nicht ganz erfüllen und theilweise unverdaut aus dem Körper wieder ausgeschieden werden. Die Verdauung schlechter gekauter Nahrung geht nicht nur mangelhafter, sondern auch langsamer vor sich, weshalb die Speisetheile auch länger im Magen-Darmkanal zurückbleiben, was zu Verdauungsstörungen und Magen-Darmkatarrhen führt. Diese Verdauungsstörungen sind aber besonders im jugendlichen Alter ungeheuer schädlich und hemmen sowohl das körperliche wie geistige Wachstum auf's Heußerste.

Es ließe sich noch eine ganze Reihe anderer schädlicher Einflüsse eines schlechten Gebisses auf den Körper aufzählen, doch würde das zu weit führen. Daß sehr viel Werth auf eine geeignete Zahnpflege bei Kindern zu legen ist, beweisen die in den letzten Jahren in verschiedenen Städten Deutschlands errichteten Schulkliniken, wo den Kindern der Volksschule unentgeltliche zahnärztliche Behandlung gewährt wird.

• **Conzert im Kurhaus.** In dem am Freitag dieser Woche, den 3. Februar im Kurhaus stattfindenden 7. Conzert wird Herr Professor Karl Halir das Violin-Conzert mit Orchester von Mendelssohn, sowie Romane in F-dur von Beethoven und Presto von Franz Liszt vortragen. Durch die Kapelle unter Herrn Kapellmeister Louis Wägners Leitung kommen die dritte Symphonie in F-dur von Brahms, Chaconne und Rigaudon aus „Alceste“ von Massenet und der Tanz in der Dorfschenke, Episode aus Rameaus „Ballet“ (Mephisto-Walzer) von Liszt zur Aufführung.

• **Der „Dritte“.** Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, so auch der am Samstag bevorstehende dritte große Kurhaus-Maskenball, welcher, wie wir hören, wieder außerordentlich zahlreich von hier und außerhalb besucht werden wird.

• **Carnevalszeit zum Besten des Chorängerverbandes.** Zu dem Sonntag, den 4. Februar, Abends 9 Uhr zum Besten der Pensions- und Sterbefälle des Allg. Deutschen Chorängerverbandes im Saale der Volkshalle stattfindenden Carnevalsfeier und Kostümball haben in Anbetracht des milden Weredes eine Reihe hervorragender Mitwirkende sich liebenswürdiger Weise in den Dienst der guten Sache gestellt. So wird den Besuchern Gelegenheit gegeben, den beliebtesten Vortragmeister aus den

Sprachleistungen, Herrn Julius Rosenthal, begrüßen zu können. Ferner wird der Kgl. Schauspieler Herr Max Andriano, bekannt durch seine künstlerischen Darbietungen, den Anwesenden sicherlich einen hohen Genuß bereiten. Außer Gesangsvorträgen des Königl. Theaterchors und Schach'schen Männerquartetts, welche unter Leitung des Kapellmeisters Herrn Paul de Neve einige glänzende Nummern zu Gehör bringen werden, kommen noch Charaktertänze, ausgeführt von der Balletmeisterin und Solotänzerin Frl. Kofelowsky in Gemeinschaft mit dem Balletpersonale vom Mainzer Stadttheater, welches sich gleichfalls in hoch anzuerkennender, follegialer Weise am Gelingen des Abends theilnehmen wird, sowie unter gefälliger Mitwirkung einer Original-bayerischen Schupplattlergesellschaft zur Vorführung. Zu wünschen wäre nur, daß durch einen recht zahlreichen Besuch der gute Zweck die ihm notwendige pekuniäre Förderung erhalte. — Durch ein dauerliches Mißverständnis wurde auf der Plakatschleife Herr S. Gallentin als Mitwirkender aufgeführt. Leider ist eine Mitwirkung des genannten Herrn wegen Trauerfalles in dem gegebenen Rahmen unmöglich.

• **Kirchliche Volkskonzerte.** Eröffnet wurde das letzte Konzert von Herrn Grohmann mit der imposanten G-moll-Fantasia von Alde, welche er in ihrem musikalisch wirkungsvollen Aufbau mit großer technischer Fertigkeit und kunstverständigem Vortrag zur vollsten Geltung brachte. Ferner spielte er den Choral „Denn ich o Schöpfer Deine Macht, die Weisheit Deiner Wege anbetend überlege, dann weiß ich von Bewunderung voll, nicht wie ich Dich anbeten soll, mein Gott, mein Herr und Vater“, welchem als wehmüthvolle Betrachtung das Schubert'sche Lied „Wenn ich durch Feld und Fluren geh“ folgte. In dem nächsten Lied hörten die Besucher den ersten Mahnruf des Schubert'schen Liedes „Warte nur halbe ruhest auch Du“, während in dem von Niemi komponierten Kleeblätter-Lied „Mein Lust ist Leben“ die Ergebung in Gottes Willen ihren Ausdruck fand. Die Andacht, mit der diese Lieder angehört wurden, zeigte, daß deren erster Sinn allseitig verstanden wurde. Frau Zimmer-Glaser sang die schönen Lieder mit warmer sympathischer Stimme und innigem Vortrag, wofür der Sängerin alle Anerkennung gebührt. Fräulein Gertha Andt von hier spielte mit kräftigem und doch schön fließendem Ton die „G-moll-Sonate“ von Beethoven und die „Romane“ von Klughardt und erfreute durch die treffliche Wiedergabe dieser herrlichen Komposition alle Hörer. Mit einer Fantasia über das letzte Lied von Niemi schloß Herr Grohmann dieses Konzert, welches, wie so viele andere, eine Quelle reiner Freude und erhabenden Genusses war. — Für heute Mittwoch Abend haben die Herren Dr. Ludwig Löhr von hier (Bariton) und Herr Louis Scharr, Kgl. Kammermusiker von hier (Horn) ihre Mitwirkung freundlichst zugesagt. Die Orgel hat für diesmal Herr Weber übernommen. Es kommen Lieder und Arien von Mendelssohn, Schubert, Hiller, Orgelsoli von Mendelssohn und Dr. Volkmar, Hornsoli von Fr. Strauß, und das schöne Lied „Der Abend sinkt“ von Adolf Wolf, welches von Herrn Scharr in einem früheren Konzert geblasen, so großen Beifall fand, zum Vortrag. Kirchliche Volkskonzerte wie dieses finden jeden Mittwoch Abend von 6-7 Uhr bei freiem Eintritt in der Marktkirche statt.

• **Der Gesangsverein „Wiesbadener Männer-Club“** hält am kommenden Sonntag, den 5. Februar, in der Turnhalle Hellmündstraße eine karnevalistische Sitzung ab, welche Veranstaltung seit Jahren in allen Kreisen äußerst beliebt ist. Ein echt karnevalistischer Geist beherrscht die große Zahl der Mitwirkenden und besonders groß sind die Aufwendungen zu der diesjährigen Sitzung gewesen, um allen Anforderungen Genüge zu leisten. Das allgemeine Interesse an der zeitigen Auslandsposition veranlaßte den Verein, mit hervortragenden Kapazitäten, selbst außereuropäischer Länder in Verbindung zu treten und ist es ihm gelungen, mehrere ausländische Größen für kommenden Sonntag zu gewinnen. Der Kaiser von Korea wird in höchst eigener Person dem Prinzen Karneval sein Leid klagen über die japanische Oberherrschaft, die beiden kriegführenden Parteien im fernsten Osten haben für diesen Tag Waffenstillstand beschlossen, um ihre Heerführer Europalpin und Osama zur Beiratherstellung zum Männer-Club zu entsenden und die Arbeiterführer aus St. Petersburg werden mit einem dortigen Gesangsverein zu gleicher Zeit mittels Extrazuges am Sonntag Vorm. 11 Uhr 11 Minuten am neuen Güterbahnhof eintreffen und im Hotel Ronnenhof Wohnung nehmen. Daß das neue französische Ministerium sich den Theilnehmern ebenfalls vorstellen und das Rheinische Kohlen- und Eisenerzeugnis in corpore seine Klagen über zu hohe Arbeitslöhne und Unzufriedenheit der Arbeiter entwickeln werden, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung. Kurz, es ist nichts veräumt, was zur vorzüglichen Gestaltung der Sitzung beitragen kann und so steht ein zahlreicher Besuch zu erwarten.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 9632

Die blau-gelben Bändchen

Der **Sunlight Roman Bibliothek** sind auf dem deutschen Büchermarkt eine bleibende Institution geworden und haben sich beim lesenden Publikum und namentlich im Familienkreise ungeteilte Anerkennung erworben. Die einzelnen Romane, Originalwerke erster deutscher Schriftsteller, sind mit größter Sorgfalt ausgewählt. Sie zeichnen sich durch spannende, das Interesse des Lesers fesselnde Handlung aus. Das Unternehmen der Sunlight Verlagsanstalt hat nichts gemein mit jenen auf niedrigstem geistigen Niveau stehenden Erzeugnissen literarischer Lasterheit! Im Gegenteil wird es guten Geschmacks nur zu fördern und gefundes, vornehmeres Urteil im Volke zu stärken berufen sein. Die Romane werden **konklos und portofrei** den Konsumenten von **Sunlight Seife** zugestellt. Bezugsbedingungen sind aus der jedem Paket Sunlight Seife beigegebenen Erklärung zu ersehen.

Marchand's Saison-Kehraus

dauert nur bis 4. Februar.



Nr. 28.

Donnerstag, den 2. Februar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Jede Stadt ist lebenswerth“, unterbrach der Graf ihn, indem er sich erhob, „abgesehen von den Kunstschätzen, hat ja jede Stadt ihre eigenen Sitten. Ich will die Herren nicht länger stören, nochmals meinen herzlichsten Dank für die freundliche Aufnahme, den ich auch meinem Freunde Bichy gelegentlich abstatten werde. Wie schade, daß mein Vetter sich diese Empfehlung nicht geben ließ! Er war vor kurzem noch hier, ebenfalls ein Graf Morray, jüngere Linie unseres Hauses, er schrieb mir kurz vor seiner Abreise, daß er sich zum Sterben langweile, ich glaubte ihn hier noch anzutreffen, aber er war kurz vorher abgereist.“

„Wir würden ihn ebenso freundlich aufgenommen haben, wie Sie“, sagte Baron Kurt, ihm die Hand drückend.

„Ich zweifle nicht daran“, erwiderte der Graf, „deshalb bedauere ich es so sehr, daß er dieses gastfreundliche Haus nicht kennen gelernt hat. Meine Herren, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.“

Dagobert gab ihm das Geleite; an einem Fenster des Corridors blieb der Graf stehen und blickte voll Bewunderung auf den Garten und Park hinunter.

„Ich würde viel darum geben, wenn ich diese schönen Bäume hinter meinem Gut in Ungarn hätte“, sagte er. „Sie erlauben wohl, daß ich einen kurzen Gang in den Park mache?“

Dagobert begleitete ihn, Graf Morray sprach wiederholt sein Entzücken über die prächtigen Bäume aus.

„Sind Sie Jäger?“ fragte Dagobert, der an dem lebhaften Manne immer größeres Gefallen fand.

„Leidenschaftlich, Herr Baron! Ich habe überhaupt ein leidenschaftliches Temperament. Sie werden das noch erfahren.“

„In Bezug auf die Jagd können Sie hier volle Befriedigung finden. Unser Wald ist reich an Wild, mein Onkel ist nie passionierter Jäger gewesen.“

„Vortrefflich, das kann mir den Aufenthalt hier nur noch angenehmer machen! Haben Sie in der Stadt einen munteren gesellschaftlichen Kreis?“

„Ich habe mich noch nicht darum bemüht.“

„Sie haben keine Freude daran?“

„Das wohl, aber ich bin nach langer Abwesenheit erst vor kurzem heimgekehrt, um das Majorat hier zu übernehmen.“

„So so, Sie sind der Majoratsherr hier?“

„Ich werde es nach zwei Jahren werden.“

„Wie das?“ fragte der Graf erstaunt. „Sie sind doch längst majorat!“

„Eine seltsame Klausel in unserm Familienstatut bestimmt, daß der Erbe das Majorat erst nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahr antreten darf“, erwiderte Dagobert grockend. „Wie unangenehm mir das ist, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

„Ich kann mir das denken, Sie müssen mir das alles später erzählen, vielleicht finden wir einen Weg, jene Klausel unwirksam zu machen. Pardon, wer ist die schöne Dame?“

Er deutete mit dem Hut, den er abgenommen hatte, auf Theodore, die auf einem Seitenwege an ihnen vorbeiwanderte. „Meine Cousine“, erwiderte Dagobert. „Wenn Sie wünschen, daß ich Sie vorstelle —“

„Heute nicht, Herr Baron, ich werde Sie ein andermal um die Ehre bitten. Ich möchte nicht gern Veranlassung zur Eifersucht geben“, fuhr der Graf scherzend fort, während sie langsam auf dem Wege zum Herrenhause weitertritten, „ich habe schon einmal einen guten Freund ohne meine Schuld dadurch verloren. Er nahm es mir übel, daß die Dame, die er liebte, mich auszeichnete, und ich dachte nicht im entferntesten daran, mich um diese Auszeichnung zu bemühen.“

„In Bezug auf diesen Punkt brauchen Sie sich keine Sorge zu machen“, sagte Dagobert in demselben heiteren Tone, „ich würde Ihrer Werbung um die Gunst meiner Cousine nichts in den Weg legen.“

„In der That nicht?“ fragte der Graf, ihn scharf anblickend. „Wenn ich mich darum bewerben wollte, so würde ich es auch zu einer Lebensaufgabe machen, Herz und Hand der Dame zu gewinnen. Denn offengestanden, ich sehne mich nach einem ruhigeren Leben, das ich wohl erst dann finden werde, wenn ich an der Seite einer geliebten Gattin glücklich bin.“

„Könnten Sie das nicht längst sein?“

„Nein, denn die Dame, die vom Schicksal bestimmt ist, mich glücklich zu machen, ist mir noch nicht begegnet.“

Sie hatten den Wagen erreicht, der Graf reichte seinem Begleiter die Hand und nahm Abschied.

„Ich werde also morgen Vormittag das Vergnügen haben?“ fragte er.

„Ich werde mich pünktlich einsinden.“

„Wir plaudern dann auch über Ihre Angelegenheit, es muß Ihnen ja schrecklich sein, jetzt noch unter Vormundschaft stehen zu sollen. Was ich in solcher Lage thun würde, weiß ich nicht; aber ehren und lieben könnte ich meinen Vormund nicht.“

„Wie wäre das auch möglich!“ erwiderte Dagobert. „Mehr noch als ich leidet meine Mutter darunter; wir würden Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie uns einen Weg angeben könnten, auf dem Abhilfe zu schaffen wäre.“

„Wir werden sehen“, nickte der Graf, der die Hand Dagoberts noch immer in der seinen hielt. „Ich hoffe, Sie werden mich nun als einen Freund betrachten, dem Sie volles Vertrauen schenken dürfen; morgen wollen wir ausführlich über diese Sache reden. Also Pariser Hof, Zimmer Nummer fünf! Auf Wiedersehen, Herr Baron!“

Er stieg ein und nickte dem jungen Herrn noch einmal vertraulich zu, der Wagen rollte von dannen.

Dagobert lehnte in gedankenvoller Stimmung in den Park zurück; er sah das häßlich lachende Gesicht des Verwalters nicht, der am Fenster seines Zimmers stehend die Beiden unvermerkt beobachtet hatte. Nicht die leiseste Ahnung stieg ihm auf, daß ihm hier wieder eine Falle gestellt wurde; der Behauptung, daß

der ungarische Graf ein Betrüger sei, würde er mit Entrüstung entgegengetreten sein, auf ihn hatte dieser Herr den Eindruck eines Edelmannes von echtem Schrot und Korn gemacht.

Er war überzeugt, daß er an diesem Grafen einen ehrlichen Freund gewonnen hatte, den er nun auch fest an sich ketten wollte; vielleicht gelang es ihm im Bunde mit diesem Freunde wirklich sich von dem Joche, das drückend auf ihm ruhte, zu befreien.

Er wollte auf dem Gute, das ja von Rechts wegen sein Eigenthum war, herrschen und gebieten; während der kurzen Dauer seiner Anwesenheit hatte er schon mit seinem Onkel manche Meinungsverschiedenheit gehabt, und war es auch nicht zum offenen Kampfe gekommen, so konnte doch der Zeitpunkt, in dem dieser Fall eintreten mußte, nicht mehr fern sein.

Auch Dagoberts Mutter fühlte sich gedrückt, sie wollte nicht einmal an der gemeinschaftlichen Familientafel speisen, um dem Schwager nicht zu begegnen; sie vermied es sogar, mit Theodore zusammenzutreffen. So, wie es jetzt war, konnte es nicht noch zwei Jahre bleiben, er sowohl wie seine Mutter mußten eine Aenderung wünschen, sie besaßen beide die erforderliche Geduld nicht.

„Wer war der Herr, der Dich vorhin begleitete?“

Die Frage Theodores weckte ihn aus seinem Brüten; mit einem gezwungenen Lächeln blickte er dem schönen Mädchen in das jugendfrische Antlitz.

„Ein Graf Morray aus Ungarn“, erwiderte er, „er wird längere Zeit hierbleiben und häufig unser Gast sein; Graf Zichy hat ihn uns empfohlen. Interessirst Du Dich für ihn?“

„Keineswegs.“

„Er ist ein schöner Mann.“

„Mag sein, aber auf die äußere Schönheit eines Mannes lege ich keinen Werth.“

„Diese Behauptung klingt wenig glaubwürdig, Theodore.“

„Sie ist dennoch wahr“, erwiderte Theodore in heiterem Tone, „überdies finde ich auch Deinen ungarischen Grafen nichts weniger als schön.“

„Du hast ihn ja gar nicht gesehen!“

„Er grüßte mich, und bei diesem Gruß traf mich ein Blick aus seinen Augen, der mir nicht gefiel. Es lag etwas Lauerndes darin, und die Augen selbst sind häßlich. Ich mußte mich an einen Ausbruch Heinrich Heine's erinnern: „Bergheim nicht in Milch gekocht.“ Und dazu rothes Haar —“

„Schwartz, Theodore!“

„Mit einem rothen Schimmer, Dagobert, ich vermute, daß er es gefärbt hat.“

„Hast Du sonst nichts Häßliches an ihm entdeckt?“ fragte Dagobert mit leisem Spott, der seinen Aerger durchblicken ließ.

„Nein, bei der kurzen Begegnung war das nicht möglich“, erwiderte sie lachend, „aber da ich ihn bald wiedersehen werde, können weitere Entdeckungen schwerlich ausbleiben.“

„Graf Morray ist Gast unseres Hauses.“

„Sehr wohl, ich werde ihm die Hochachtung nicht versagen, auf die er als solcher Anspruch machen darf.“

„Und wer weiß, ob er nicht Dein blondes Haupt mit der Grafenkrone schmückt.“

Das Lächeln verschwand auf den Lippen Theodores, ernst und forschend ruhte ihr Blick auf dem Antlitz Dagoberts.

„Hat er diese Absicht geäußert?“ fragte sie.

„Nein.“

„Wenn er sie jemals äußern sollte, dann bitte ich Dich, ihm zu sagen, er möge sich nicht bemühen, ihre Ausführung zu versuchen“, sagte sie in einem so ernsten Tone, daß Dagobert sie befremdet anblickte.

„Diese Erklärung verräth ein Herzensgeheimniß, das ich noch nicht kannte“, entgegnete er.

„Ich hoffe, Dein Bartsgefühl wird Dir verbieten, ihm weiter nachzuforschen.“

„Ich kann warten; bis es Dir gefällt, mir dieses zu offenbaren.“

Sie legte ihre Hand in seinen Arm und schritt langsam mit ihm weiter.

„Ich werde dann vielleicht hier im Hause eines Freundes bedürfen“, sagte sie. „Darf ich in diesem Falle auf Dich zählen? Deine Mama weicht mir aus ich weiß wohl, daß sie meinen Vater haßt, ich aber hätte nicht geglaubt, daß sie auch auf mich diesen Haß übertragen würde.“

„Das glaube auch ich nicht“, erwiderte Dagobert. „Welchen Grund könnte sie haben, Dich zu hassen?“

„So wollen wir es Abneigung nennen.“

„Im Laufe der Zeit wird das sich ändern.“

„Ich glaube es nicht, ich bin Deiner Mutter bei unserer ersten Begegnung offen und vertrauensvoll entgegengekommen, sie blieb kalt und zurückhaltend, kein freundliches Wort habe ich von

ihren Lippen vernommen. Du hast meine Frage noch nicht beantwortet!“

„Ob ich zu Dir stehen will? Gewiß, Theodore, ich bin immer Dein Freund gewesen, ich werde es auch bleiben. Aber was kann meine Freundschaft Dir nützen, so lange mir selbst hier die Hände gebunden sind? Ich spiele hier eine traurige Rolle, das wird mir mit jedem Tage klarer.“

„Und doch darfst Du deshalb meinem Vater nicht grollen“, unterbrach sie ihn rasch, „es ist seine Pflicht, das Familiengesetz zu erfüllen.“

„Und er erfüllt diese Pflicht nur zu gerne!“

„Glaubst Du wirklich, daß ihm die Stellung, die er Dir gegenüber einnimmt, angenehm sein kann?“

„Wenn sie es nicht ist, weshalb übergiebt er mir nicht das Majorat?“

„Weil die Gesetze unserer Familie es ihm verbieten.“

„Wer ist außer ihm und mir noch vorhanden, der die Gesetze wahren kann? Wenn wir beide einig sind —“

„Dann kann der Justitiar Einspruch erheben.“

„Dein Vater hat Dich vortrefflich unterrichtet, um sich in Deinen Augen zu rechtfertigen“, sagte Dagobert sarkastisch; „aber die Dinge liegen doch etwas anders, wie er sie darstellt. Der Notar Tellenbach hat keine Berechtigung, sich in unsere Familienangelegenheiten zu mischen.“

„Das nicht, aber er ist verpflichtet, darauf zu achten, daß alle Bestimmungen unseres Familienstatuts streng erfüllt werden. Das hat er selbst gesagt, als mein Vater die Auserkennung fallen ließ, er wolle, um den Aerger zu vermeiden, Dir das Majorat übertragen.“

„Komödie!“ spottete Dagobert mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Du wirst beleidigend“, zürnte Theodore.

„Ich kann nicht anders reden, wie ich denke! Dein Vater denkt nicht daran, die Zügel aus der Hand zu geben, so lange er nur noch einen Schimmer von Recht hat, sie zu behalten. Aber jene Komödie wurde in Deiner Gegenwart aufgeführt, um Dich von der Uneigennützigkeit Deines Vaters zu überzeugen.“

Theodore schüttelte unwillig das blonde Haupt, ein herber Zug zuckte um ihre Mundwinkel.

„Deine innere Unzufriedenheit, die ich wohl begreife, macht Dich ungerecht“, sagte sie vorwurfsvoll, „mein Vater ist nicht so eigennützig wie Du ihn schilderst. Du müßtest ihm danken dafür, daß er Dein Erbe so gut verwaltet hat, und darf er es Dir jetzt auch noch nicht übergeben, so kommt er doch Deinen Wünschen entgegen. Er hat dem alten Verwalter gekündigt, weil Du es verlangtest; es ist hart für den alten Mann, der für trene Dienste so schlecht belohnt wird.“

„Ich glaube zuversichtlich, daß er seine Belohnung vorab genommen hat“, erwiderte Dagobert. „Die Gewissheit darüber wird wohl in den Verwaltungsbüchern zu finden sein. Und nun genug davon, Theodore, ich will Deinen Vater nicht vor Dir anklagen, Recht würdest Du mir ja doch nicht geben; und was in der Vergangenheit geschehen ist, das ist Dir unbekannt.“

„Nicht doch, was damals geschehen ist, weiß ich. Es war für Dich heilagswerth, daß Du sogleich den Kopf verlorst und in die weite Welt hineinreifest. Wärest Du nur noch einen Tag hier geblieben, so würdest Du erfahren haben, daß Dein Gegner nur leicht verwundet war.“

„Im Gegentheil, es war mein Glück, daß ich die Heimath verließ“, antwortete er; „ich bin in der Fremde ein ernster Mann geworden und habe viel gelernt; hier wäre ich vielleicht untergegangen, weniger durch eigene Schuld, als durch die Schuld anderer, die darauf ausgingen, mich zu verderben. Aber, wie gesagt, lassen wir das; was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Begleitest Du mich ins Haus oder willst Du noch hier bleiben?“

„Ich bleibe noch eine halbe Stunde, weshalb willst Du mich schon so bald verlassen?“

„Weil ich mit Deinem Vater mancherlei zu berathen habe; wir wurden durch den Besuch des Ungarn gestört.“

„Sind es Berathungen ernster Natur?“ fragte sie mit einem besorgten Blick. „Halte Frieden, Dagobert, ich bitte Dich noch einmal darum. Wenn Du nicht mit allem einverstanden bist, was Papa thut, bedenke, daß es der Bruder Deines Vaters ist, und daß er als älterer Mann einen reicheren Schatz von Erfahrungen hat.“

Sie waren am Eingange des Parkes stehen geblieben; mit finsternem Blick schaute Dagobert auf das Herrenhaus.

(Fortsetzung folgt.)



Blitzgefahr im Walde. Die althergebrachte und weit verbreitete Annahme, daß der Aufenthalt im Walde bei Gewittern eine höhere Gefahr mit sich bringe als im Freien, kann vor den Ergebnissen neuerer Beobachtungen und Forschungen nicht bestehen. In einem amtlichen Gutachten gibt der Abteilungsvorsteher im königlichen meteorologischen Institute zu Berlin Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Abmann folgende Erklärung ab: „Die weitverbreitete Annahme, daß der Wald an sich eine beträchtliche Blitzgefährdung hervorruft, trifft im allgemeinen nicht zu. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß in einem geschlossenen Bestand annähernd gleich hoher Waldbäume verhältnismäßig selten Blitze schlagen vorkommen. Nur dort, wo zwischen den Bäumen größere Zwischenräume vorhanden sind, oder wo einzelne Bäume ihre Umgebung beträchtlich überragen, ist die Wahrscheinlichkeit eines Blitzschlages eine größere. Die Vielheit der in gleichem Niveau befindlichen Baumwipfel wirkt vielmehr eher ausgleichend auf die elektrische Spannung. Außerdem würde ein in einen Wald einschlagender Blitz unbedingt einem Baume folgen und durch dessen Wurzeln zur Erde gehen. Hiernach ist die Blitzgefahr für einen zwischen den Bäumen sich aufhaltenden Menschen im Walde keineswegs eine große. Ganz beträchtlich größer ist die Gefährdung eines einzeln stehenden Baumes oder, allgemein gesagt, für jeden Gegenstand, der auf weitere Entfernung hin den höchsten Punkt des Geländes bildet. Ueber ihm drängen sich die Aequi-Potentialflächen auf engem Raume zusammen und vergrößern dadurch die elektrische Spannung ganz erheblich.“

Von dem genialen Schauspieler Keen erzählt der berühmte englische Schauspieler John Coleman, daß er sehr eitel war und teilt zum Beweise dafür folgende Episode mit: Bei einer Macbeth-Aufführung gab der später sehr bekannte Richards den Seyton. Richards, ein lustiger Bursche, erzählte hinter den Kulissen spaßige Geschichten und kam im vierten Akt zu spät auf die Bühne. Keen war wütend, stieß wie ein Tiger auf der Bühne umher und stieß hervor: „Wo ist der Tölpel, ich will ihn todschlagen!“ Endlich erschien Seyton. „Was befehlen Euer Gnaden?“ fragte er mit größter Bestürzung. Wütend erwiderte Keen: „Hast Du die Begeen gesehen?“ Diese Frage mußte Seyton eigenlich mit „nein“ beantworten; um nun den ärgerlichen Tragedien versöhnlich zu stimmen, sagte er statt dessen: „Ja, Herr!“ Keen, nun ganz aus dem Geleise gebracht, stieß hervor: „Zum Teufel, wo sind sie denn?“ Ganz verschüchtert sagte nun Seyton: „Ich werde sie Ihrer Majestät zeigen, wenn Ihre Majestät geruhen wollen, mit mir hier um die Ecke zu gehen.“ Auf der Bühne war natürlich kein Wort mehr zu verstehen, aber hinter den Kulissen ließ Keen eine Flut von Schimpfwörtern auf Seyton niederregnen. Doch er blieb ruhig und machte noch Einwendungen. „Ich will ja zusehen, daß auch ich einen Tadel verdiene, aber Ihr seid doch hauptsächlich daran schuld!“ „Was? Ich, wie so ich?“ „Nun freilich! Als ich an der Kulissee stand und auf die Szene blickte, wurde ich von dem leuchtenden Blick Ihrer Augen völlig verwirrt, geblendet!“ „Ach Dummheit. Das ist Schwindel!“ „Doch, doch, Herr, es ist wirklich wahr!“ Keen, dessen Eitelkeit sich zu regen begann, wurde milder und sagte schließlich: „Dann guck nie wieder heraus, mein Bursche, denn Du hast mich ganz aus dem Häuschen gebracht, und ich kann nichts weniger ertragen als das!“

Nervöse Pflanzen. Die Momente, welche das „Gemut“ der Pflanzen herabzudrücken vermögen, sind Ueberreizung und schlechte Ernährung. Wenn die glühende Sonnentatze am Horizont untertaucht, legen manche Pflanzen ihre während des Tages offengehaltenen Blätter zusammen, begeben sich gleichsam zur Ruhe, um am nächsten Morgen, wenn die alles belebende Feuerzunge wieder emporsteigt, ihre Blätter von neuem zu entfalten. Dahin gehören z. B. der Klee, die Akazie, die Simpsplanze, die jungen Blätter der Bohne. Setzt man Tulpen oder Krokus dem Lampenlicht aus, so öffnen sie sich und reizbare Pflanzen schließen, wie Naturforscher beobachtet haben, bei eintretender Sonnenfinsternis ihre Blätter, um diese beim Hervortreten der Sonne wieder zu entfalten. Was nun die Nervosität durch schlechte Ernährung anbelangt, so werden die Pflanzen, aus deren Erdreich auf chemischem Wege das Eisen entnommen ist, blaß und, wie die Botaniker analog den Medizinern sagen, bleichsüchtig; begießt man sie wieder mit eisenhaltigem Wasser, so schwindet die Bleichsucht und die Pflanze gewinnt ihre frische, grüne Farbe zurück. Besondere Wichtigkeit hat das Eisen ein sehr wichtiges Mittel bei Behandlung bleichsüchtiger Personen. Daß schlechter, magerer Boden schlechte Pflanzen liefert, ist eine altbekannte Tatsache, aber es ist eine ganz neue Beobachtung, daß auf schlechter Erde wachsende Simpspflanzen so empfindlich werden, daß der leiseste Luftzug oder Windstoß ihre Blätter schließt, während dies bei gut ernährten derartigen Pflanzen nicht der Fall ist. Gerade so ist es beim Menschen. Kräftig genährte Menschen ertragen häufig ohne jeden Schaden einen Sturm, während schwächliche Personen oft von dem leisesten Winde eine Erkältung mit nach Hause bringen.

Die Kunst der Tierbändigung. welche im Altertum so vollendet war, daß Löwen und Tiger als „Haustiere“ zur Erhaltung der römischen Kaiser gehörten, dann aber für anderthalb Jahrtausende fast ganz verloren ging, ist in neuester Zeit zu neuer Blüte gelangt. Eine ganze Reihe von Tierbändigern und zum Teil schönen und annütigen Bändigerinnen gibt es gegenwärtig, die in der Zähmung und Dressur wilder Tiere Erstaunliches leisten. Besonders schwer ist es, die verschiedenen, einander in Freiheit feindlich gesimten wilden Tiere gleichzeitig vorzuführen, und es gehört eine seltene Kunst, fester Wille, große Kaltblütigkeit und vor allem eine wahrhaft himmlische Geduld dazu, die Bestien aneinander zu gewöhnen und so zu zähmen, daß sie sich nicht nur vertragen, sondern auch noch zusammen allerlei Spiele und Kunststücke aufführen. Jenen würde man jedoch, wenn man glaubte, daß die Haupteigenschaft eines Tierbändigers eine herkulische Kraft wäre. Die sogenannte „wilde Dressur“, bei welcher die Tiere im Käfig durch Drahtpeitsche und Eisenlange aus einer Ecke in die andere gejagt und gezwungen werden, durch Reizen oder über die Peitsche zu springen, liefert nur sehr geringe Erfolge und wird nur noch in Zirkus und Menagerien niederen Ranges ausgeübt. Das Brimborium, das Pelischentnassen, Schreien, Schießen, dazu das anscheinend wütende, im Grunde aber ängstliche Brüllen der Tiere setzt den unthätigen Zuschauer in Schrecken und gibt ihm eine hohe Meinung von dem Mut und der Kraft des Bändigers — worauf es eben abgesehen ist. Wirkliche Erfolge und eine feine Erziehung der Tiere erreicht man nur durch die „zahme Dressur“, bei der die Schreckensmethode keine Anwendung findet, sondern die Tiere hauptsächlich durch Sanftmut, Geduld und verständige Anleitung, unter Belohnungen und leichten Strafen außerhalb des Käfigs gezähmt und abgerichtet werden. Unter solcher Zucht entwickeln die Tiere ihre Gelehrigkeit und ihren Charakter auch in viel freierer und natürlicherer Weise. Allerdings sind nur jüngere Tiere zur Zähmung zu gebrauchen. Im Alter werden alle wilden Tiere mürrisch und unzuverlässig, verlieren ihre Künste wieder und bekommen Launen. Man muß sie dann durch junge Kräfte ersetzen, und so hört die Arbeit des Tierbändigers nie auf.



Eine Eisenbahnfahrt in Japan. In Japan reist man so billig, wie in keinem andern Lande der Welt. Von Nagasaki nach Yokohama beträgt die Entfernung 130 Kilometer, und eine Fahrkarte erster Klasse kostet nur etwas mehr als 40 Mk., in der dritten Klasse kann man die weite Reise schon für 10 Mk. machen. Bei so bescheidenen Preisen dürfen die Reisenden allerdings keine allzu große Fahrgeschwindigkeit beanspruchen, die japanischen Eisenbahnen begnügen sich denn auch mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von ungefähr 25 Kilometer in der Stunde. Es ist sehr selten, aber es kommt doch vor, daß Schlafwagen oder Speisewagen diesen Schneckenzügen ein einigermaßen europäisches Aussehen verleihen. Ein europäischer Reisender kann sich aber in diesen Speisewagen trotzdem nicht wohl fühlen, da die Tische und Stühle so klein sind, als wenn sie einem Puppenmobilair entnommen wären; es ist eben alles nur für japanische Figuren berechnet. Und doch wollen die Japaner von den Speisewagen nichts wissen und kaufen sich ihre Lebensmittel lieber auf den Stationen: gekochter Reis und halbrohe Fische, das ist alles, was sie während der zwei Tage und zwei Nächte dauernden Eisenbahnfahrt genießen. Eine junge Dame aus der besten Gesellschaft betritt den Wagen. Sie zieht sofort ihre Schuhe aus, kniet auf die Bank und setzt sich, indem sie die Beine kreuzt, wie ein Schneider. Dann zündet sie sich eine Zigarette an oder eines jener winzigen Pfeifchen, die einem echten Raucher kaum einen oder zwei Züge liefern würden. Der Mann in der blauen Uniform, der an der Tür erscheint, ist der Schaffner. Er nimmt höflich seine Mütze ab und macht zwei tiefe Verbeugungen, dann bleibt er vor jedem Reisenden stehen, macht wieder zwei Verbeugungen und fragt mit allen durch die japanische Höflichkeit vorgeschriebenen Formen, ob der Herr oder die Dame nicht vergessen habe, vor der Abfahrt eine Fahrkarte zu kaufen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Reisenden in allen Klassen so höflich behandelt werden; und dann sei noch erwähnt, daß die ersten Klassen fast immer leer sind, da man eine Fahrt in der ersten Klasse für einen unerhörten Luxus hält.

Gelungene List. „Freude aller Leute“ hieß nach den Berichten der alten Chronisten einst Lübeck in wendischer Sprache. Als Wendenstadt erscheint es zuerst in der Geschichte, lag damals aber an der Mündung der Schwartau in die Trave, bis Graf Adolf II. von Holstein 1143 ein neues Lübeck da erbaute, wo die Stadt jetzt liegt. Die Eroberung Holsteins durch den König Waldemar von Dänemark brachte im Jahre 1201 auch Lübeck unter die Gewalt der Dänen. Fast ein Vierteljahrhundert währte ihre Herrschaft in der Stadt, als zu Beginn des Jahres 1225 Herr Alexander v. Soltwedel zum Bürgermeister gewählt wurde, ein kluger und willensstarker Mann, der den festen Vorsatz gefaßt hatte, aus eigener Kraft seine Vaterstadt durch List und Kühnheit vom dänischen Joch zu befreien. Um seinen Plan

Durchführen zu können, legte er scheinbar eine große Willigkeit und Freundschaft zu den Dänen, während er gegen seine Mitbürger eine hochmütige Verachtung an den Tag legte. Er befahl täglich bei dem Hauptmann der dänischen Besatzung, die in der Zwingsburg lag, welche die Stadt beherrschte, und auch die Dienerschaft des Bürgermeisters ging mit der Zeit in der Burg aus und ein, als ob sie zu den Dänen gehöre. Mit Ingrimm sahen die Bürger den Verkehr ihres Oberhauptes mit den fremden Unterdrückern, die ihrerseits seinen freundschaftlichen Versicherungen blinden Glauben schenkten. So kam das Maienfest heran, und Herr Alexander wußte die Häupter der Dänen zu veranlassen, gegen ihre bisherige Gewohnheit erstmals an diesem Feste teilzunehmen, das auf einer Wiese vor der Stadt mit Schmausen und Tanzen gefeiert wurde. Am Vorabend versammelte er in aller Heimlichkeit die angesehensten und mannhaftesten Bürger in seinem Hause, offenbarte ihnen seine wahre Gesinnung und beriet mit ihnen die ganze Nacht. Als nun am Abend des Festes der Jubel auf das höchste stieg und der dänische Burghauptmann gerade zum Maienfest erwählt und als solcher bekränzt worden war, entstand plötzlich eine große Bewegung und allgemeines Jubelgeschrei vor dem Feste, worin der Rat mit seinen dänischen Gästen zechte. Die Patrizier drängten sich um den Sitz ihres Bürgermeisters, dieser aber stand auf, erhob sein Glas und rief den Dänen zu: „Nun stoßt mit mir an. Dieser Becher gilt eurem Abschied und der befreiten Stadt Lübeck!“ Da flogen die Schwerter der Dänen aus den Scheiden, Herr Alexander aber ließ die Geltevorhänge zurückklagen und deutete gelassen nach dem Turme der Burg, von dessen Zinne jetzt die Lübeck'sche Fahne in der Abendsonne wehte. Er hatte nämlich durch seine, mit den dänischen Soldaten so vertraut gewordenen Dienstknechte, die sich zum Maienfest vermunnt hatten, einen Wagen mit einem Kasse Bier als Geschenk für die Besatzung auf die Burg fahren lassen. Als der Wagen gerade unter dem Tore war, hielt er, so daß man dieses nicht schließen konnte. Die Knechte warfen sich plötzlich auf die Wache und stachen sie nieder, und gleichzeitig drang eine Schar bewaffneter Bürger in die Burg und übernahm die Besatzung. So entledigte sich Lübeck der dänischen Herrschaft (1223), worauf Kaiser Friedrich II. der Stadt 1226 die Reichsfreiheit verlieh.

Der Traum.

Es war in Monte Carlo. In den Spielfälen drängte sich bereits eine gewaltige Menge, da der Augenblick nahte, wo jedem Gelegenheit geboten wurde, ohne Mühe sein Geld zu verlieren. Im letzten Moment vor Beginn des Spieles schritt noch ein elegant gekleideter junger Herr auf einen der Spieltische zu, zählte mit großer Sorgfältigkeit zehntausend francs ab und setzte sie auf Schwarz.

Dieses etwas ungewöhnliche Vorgehen, gleich bei Beginn des Spieles das Maximum zu setzen, erregte natürlich die Aufmerksamkeit der Umstehenden und einer von ihnen konnte sich nicht enthalten, dem leichtsinnigen jungen Herrn zu bemerken: „Ein etwas gewagtes Spiel, mein Herr!“

„Ach was,“ antwortete dieser, „diese Nacht habe ich geträumt und im Traume sah ich den Saal genau so vor mir, wie ich ihn jetzt sehe, und beim ersten Zug hat schwarz gewonnen.“

Inzwischen hatten die Croupiers ihres Amtes gewaltet und die Karten für den ersten Coup ausgegeben. Allgemeine Spannung und als nun der Croupier „noir gagne!“ rief und dieses Ereignis von den Umstehenden mit einem „Ah!“ des Erstaunens begrüßt wurde, rief plötzlich eine seitwärts am Spieltisch sitzende ältere Dame dem glücklichen Gewinner mit aufgeregter Stimme zu: „Bitte, sagen Sie mir: Was haben Sie gestern zu Nacht gegessen, mein Herr!“

S. Pagmader.



Die Entloften. Fräulein A.: „Die Verlobung zwischen den beiden ist also auseinander.“

Fräulein B.: „Ja, sie hat ihm seine sämtlichen Geschenke zurückgeschickt. Und was glaubst Du, was er getan hat?“

Fräulein A.: „Nun, was denn?“

Fräulein B.: „Er hat ihr sechs Schachteln Puder geschickt und ihr geschrieben, er glaube, daß er vom Tage seiner ersten Bekanntschaft an mindestens dieses Quantum abends auf seinem Rock nach Hause getragen habe.“

Journal amusant.

Das natürlichste und sicherste Mittel gegen **Stuhlverstopfung** ist unbestritten **Kuhfus' Grahambrot** (preisgekrönt auf der Bäckerei-Ausstellung Mannheim 1904). Der Genuß von 1-2 Schnitten zu jeder Mahlzeit verhilft selbst in den hartnäckigsten Fällen nie seine Wirkung. Aus gewaschenem Weizen nach streng hygienischen Grundsätzen hergestellt. **Absolut rein, wohlschmeckend und leicht verdaulich.** Bestes Brot für Magenleidende und Diabetiker. **Unzweifelhaft empfohlen!**

Zu haben in den meisten besseren Delikatess- und Colonialwaren-Geschäften. 8954

Grahamhaus Wiesbaden. Bienenring 8. Erste und einzige Schrotbrotbäckerei mit eigener Mälzerei. Elektr. Betrieb.

Tel. 3016. Photographie C. H. Schiffer, Lannusstr. 4.

asiermesser von unerreichter Güte und Schärffähigkeit empfohlen
FRIL. HAMMESFAHR Fabrik n. Versandhaus Foche Solingen.

Nur bei mir zu haben. Kronen-Diamant-Stahl M. 3.25, Kronen-Silber-Stahl M. 2.25. Fertigung-Gebrauch mit Etui. Für jedes Stück wird garantiert.
Streichriemen M. 1.— bis M. 1.80, Rasiermesser, Rasierschalen à M. —.50, Schärfermassen M. —.30, Rasierselbst M. —.25, Rasier-Garnitur komplett in f. Etui M. 8.—, Goldschleife 1. Etui à M. 2.50 und M. 5.—. Versand gegen Nachnahme. Katalog mit über 5000 Abbildungen bitte zu verlangen franko und umsonst.

Achtung Faschingszeit!

Halte mich den werthen Vereinen und Gesellschaften bei bevorstehenden Bällen oder sonstigen Veranstaltungen bestens empfohlen mit **Aufstellung meiner 3 H. Karnuffels**, rentabel und amüsant, leibw. sowie auch auf eigene Rechnung. 4006

Chr. Reininger, Röderstraße 25.

Teilhhaber gesucht.

Ich suche für meinen hervorragenden neuen **patentierten Consum-Artikel** einen 3912

Teilhhaber mit Kapital,

nicht unter 5000 Mark. Fachkenntnisse nicht erforderlich.

Offerten hauptpostlagernd unter **H. G. Nr. 5678**

Wegen Auflösung.

Da ich im März mein Ladengeschäft aufgebe, verkaufe ältere Artikel mit **80-90%**.

Preisermässigung.

Die **Ladeneinrichtung**, bestehend in Tische, Regalen, Glaschränken, Spiegeln usw., im ganzen oder geteilt, billig zu verkaufen. 4180

F. E. Hübner, Posamentier,

Schwalbacherstraße 47.

Verfäkt:

Etwa Unterhaltung von Posamenten.

MÄNNER! **SANÖNGAPSELN** sind wirksam bei Harn- u. Blasenleiden
13 Phenyl salicyl 3 Ol Cub. 10 Santol 50 Caps)
PREIS 3 Mk.
Von Spezialärzten fortgesetzt gebraucht. Eine Privatklinik bezog 1901 5000, 1902 45000, u. bis Juni 03 36000 Stück. **Viele Dankschreiben.**
Kein ähnliches Präparat kann sich solchen Erfolges rühmen.
VERSAND: APOTHEKE HOFMANN, SCHKEUDITZ-LEIPZIG.
In Wiesbaden „Tannus-Apotheke“, sowie in den meisten anderen zu haben. 848

Magn. bonum Kpf. 24 Pfg.

Mänjekartoffeln

38

C. F. W. Schwänke Nachf.,

Schwalbacherstr. 43.

Telef. 414. 42 5

Zuverlässige

Zeitungs-Trägerinnen,

welche kleine Kaution stellen können, für bessere Löhne sofort geeicht.

Expedition des Wiesb. General-Anzeigers.



Nr. 5.

Donnerstag, den 2. Februar 1905.

20. Jahrgang

In einem kleinen Staat.

Ein braver Mann, der Gutes that,
Die Böses hat vollbracht,
Ward plötzlich ein Kommerzienrath
Bevor er es gedacht.

Er hat gewehrt sich Tag und Nacht
Und seine Qual war groß,
Bis er nach manchem harten Schlag
Den Titel wurde los.

Er wird wohl aus Salzpfusen flieh'n,
Wo solches ihm geschah,
Er wird aus Lippe ganz verzieh'n,
Die Grenze ist ja nah.

Wer 100 Thaler Steuern gibt
In einem kleinen Staat,
Der wird, wenn er nicht Selbstmord übt,
Zwangswels Kommerzienrath.

N. S.

Aus Miezers Tagebuch.

Von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

D. 16. S. Heute hatte ich Briefe von Mama und von Kurt. Mama schreibt wie immer, und Kurts Brief ist ganz wie er selbst ist, so gut und so klug. Aber — leider! ohne jeden Schwung. Ich bin eigentlich etwas enttäuscht. Wenn er mich — nun ja — wenn er mich so sehr lieb hat, dann müßte doch etwas mehr Leidenschaft, etwas mehr Feuer, etwas — ach Gott, ich weiß selbst nicht, was. Ich hab' ja noch nie einen richtigen Liebesbrief gekriegt, und ich werd' wohl auch niemals einen kriegen. Denn wenn ich Better Kurt heirate — ich weiß aber noch nicht, ob ich's tue — dann ist keine Aussicht dazu. Er kann offenbar keine Liebesbriefe schreiben. Ehe ich mal achtzehn bin, will Mama überhaupt nichts von Verloben hören. Deshalb hat sie mich nur hierhergeschickt, wenn sie auch sagte, ich müsse Luftveränderung haben. Der Sanitätsrat steckt sicher mit Mama unter einer Decke. Es ist übrigens sehr hübsch hier bei Onkel und Tante, jetzt im Frühling. Bischen langweilig, denn es sind alte Leute, aber dafür kann ich tun und lassen, was ich will, den ganzen Tag im Garten und im Wald herumlaufen, mit den Dorfkindern spielen und lesen. Sonstige Amüsements gibt's hier nicht, junge Herren und

so was. Nur einen Verwalter, der mit am Tisch ist. Er sieht aus, wie mein Puppenjunge, den ich als kleines Mädchen hatte, und der mir so gut gefiel, daß ich immer dachte, so müßte mal mein Mann aussehen. So blaue Augen müßte der haben, und so blondes, lockiges Haar. Komisch, den Verwalter find' ich trotz dieser Ähnlichkeit gar nicht besonders. Es ist so wenig Ausdruck in seinem Gesicht. Bei einem Puppenjungen merkt man das wohl nicht so. Er ist sehr still, der Verwalter natürlich, nicht der Puppenjunge, aber heute bemerkte ich, daß er mich anheimelte, als Tante die Tafel aufgehoben hatte. Von der Tür aus warf er mir einen ganz schwärmerischen Blick zu. Dabei sah er so alt aus. Kurt hat mich noch nicht ein einziges Mal so angeheimelt. Er ist eben ein schrecklich trodener Mensch, dieser Better Kurt.

D. 18. S. Heut' hab' ich wichtige Dinge zu berichten. Ich habe meinen ersten Liebesbrief erhalten, einen wunderbaren, ganz einzigen Brief von ihm, von Philipp Ehsam, dem Verwalter. Der Brief ist himmlisch! Warum nur Better Kurt nicht solche Briefe schreibt? Offen gestanden, hätt' ich dem stillen Menschen gar nicht diese Glut und Empfindung zugetraut. Da sieht man, wie man sich täuschen kann. Ich habe ihm natürlich heute mittag einen sehr strafenden Blick zugeworfen. Denn es ist doch dreist, so was! Der rosenrote Brief lag abends in meinem Schlafzimmer auf der Fensterbank. Ich schlafe parterre. Antworten werd' ich vorläufig nicht. Erst etwas abwarten. Er schreibt ja auch, daß er mich aus der Ferne anbeten wolle. Er wisse wohl, daß eine Göttin, wie ich, nicht für einen gewöhnlichen Sterblichen zu erreichen sei. Diese Bescheidenheit rührt mich. Ueberschrieben war der Brief: Geliebte meiner Seele! Sonne meiner Tage! Es ist doch wonnig, so etwas zu lesen! Ja, stille Wasser sind tief. Ich werde ihm doch vielleicht antworten. Später. Vorläufig kann ich ihn ja durch Blicke ahnen lassen, was ich für ihn fühle. Wenn ich erst etwas fühle, das heißt, etwas fühle ich jetzt bereits, natürlich! Er kam mir heute schon bedeutend hübscher vor. Die Ähnlichkeit mit dem Puppenjungen stört mich auch gar nicht mehr. Wer solche Briefe schreiben kann, der hat Geist und Herz. Better Kurt würde so was nie fertig bringen. Als ich ihn — dem Verwalter — heut bei Tisch die Kartoffeln reichte — den strafenden Blick hatte er schon weg — da sagte er: „O, zu freundlich, mein Fräulein,“ und ich antwortete: „Bitte, ich tue es gern.“ Er wurde dunkelrot vor Freude. Wahrscheinlich, weil er merkte, daß ich ihm nicht ernstlich zürnte.

D. 21. 5. Kurt hat mir wieder geschrieben, in Mamas Auftrag, die einen schlimmen Finger hat. Sonst geht's gut zu Hause. Sie vermissen mich sehr, wie es scheint. Armer Kurt! Du wirst dich daran gewöhnen müssen, mich zu entbehren. Philipp Chrsam sprach gestern bei Tisch mit Onkel davon, daß sein Vater ihm bald sein Gürtchen übergeben wolle. Dabei sah er mich bedeutungsvoll an. Und als Onkel scherzend meinte: „Da müssen Sie sich aber auch nach 'ner Frau umsehen“, stotterte er etwas Unbestimmtes, ach, ich verstand es wohl. Und mir wurde heiß und kalt. Wer weiß, wie bald ich vor die Entscheidung gestellt werde!

D. 22. 5. Gestern Abend fand ich wieder einen Brief auf der Fensterbank — noch schwungvoller als der erste — ein reines Gedicht! Er hat schließlich, ich soll ihm nur mit vier Zeilen sagen, daß ich ihm nicht zürne. Ich fürchte aber, ich kann mich nicht genügend poetisch ausdrücken, weil ich so gar keine Übung habe. So flüsterte ich ihm in der Türe zu: „Ich wage nicht, zu schreiben, aber ich zürne nicht.“ Nun weiß er, daß er hoffen darf. Ach, es ist doch was Himmlisches, solch reine Dichterseele! Und daß man die gerade da findet, wo man sie so gar nicht gesucht hat, in einer grauen Toppe mit grünen Aufschlägen und in Stulpstiefeln! Ja, ja, der Schein trügt! Niese, Niese, deine Stunde hat geschlagen. Das ist die Liebe, das muß sie sein!

D. 23. 5. Heute bin ich ihm im Garten begegnet, zum erstenmal waren wir allein. Ich blieb stehen und lächelte. Er lächelte auch. Dann pflückte er mir eine wundervolle Katschrose und reichte sie mir mit schüchterner Bitte in seinen blauen Augen. Vetter Kurt hat mir noch niemals eine Blume geschenkt. Er ist eben die verkörperte Prosa, so gut und klug er auch ist. Bei ihm ist man nie in Verlegenheit um Unterhaltung. Er weiß immer etwas. Mit Philipp kam ich gar nicht weiter, daran ist wohl der Ueber-schwang der Gefühle schuld. Und die Liebe, die ja betäuschend stumm macht. Ich sagte nur: „Danke, Herr Chrsam,“ und er sagte: „Mein Fräulein, wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, daß Sie mich nicht verachten!“ Es klang sehr hübsch, und dann schwiegen wir beide wieder. Und dann rief mich Tante zum Kaffee. — — —

D. 24. 5. Gestern Abend wieder ein Brief, der es mir aufs neue offenbarte, welchen Reichtum er in sich trägt, der stille, schüchterne Mensch! Nur sonderbar, er schreibt: „Nun, nachdem wir zum erstenmal allein gewesen, nachdem Lina, die Göttin der Liebenden, unsern Bund mit ihrem milden Licht bestrahlt hat“ — Es war doch am hellen Nachmittag, als er mir die Katschrose gab. Das muß er mir später erklären. Ich möchte ihm so gern auch 'mal schreiben, aber ich habe solche Angst. Ohne Mama zu fragen, geht es doch eigentlich gar nicht. Es wird ihr natürlich furchtbar sein, da sie sicher glaubt, ich würde Kurt heiraten. Er tut mir ja auch sehr leid. Aber warum ist er auch so nüchtern, so trocken? Meine ganze Seele dürstet nach Poesie, nach Romantik. O, Philipp Chrsam, mein Dichter, mein Held! —

D. 26. 5. Gestern Abend beim Essen — der Verwalter ist nur mittags mit uns — verletzte mich Tante tief. „Dör' mal, Niese,“ meinte sie — „unser guter Chrsam scheint wahrhaftig in Dich verliebt zu sein. Seine Kalbsaugen fallen ihm bald aus dem Kopf, wenn er Dich anschaut.“ Ich stotterte etwas Unverständliches, und Onkel lachte furchtbar, ordentlich roh. Diese gefühllosen Menschen! Aber das macht wohl das Alter. Und sie wissen nicht, was in ihm schlummert, welche Fülle hoher Gedanken! Sie kennen seine Briefe nicht. Wüßten sie, wie er sich auszudrücken versteht! Geliebte meiner Seele, Sonne meiner Tage! Ach, diese süßen Worte, wie sie im Wachen und im Traume in meinem Herzen wieder-klingen! — —

D. 27. 5. Entsetzlich! Arme Niese — betrogen und belogen! Der alte, eilige, abscheuliche, dumme Puppen-junge! Ja, die fatale Aehnlichkeit hat nicht nur in meiner Einbildung bestanden. Heute mittags hab' ich's ganz deutlich bemerkt, Tante hat recht: Kalbsaugen ohne Ausdruck, ohne Geist. Und überhaupt, diese ganze Physiognomie! Wie ich dahintergekommen bin? Gestern Abend sollte ich Lisbeth suchen, das Hausmädchen. In der Küche war sie nicht, im Garten war sie nicht, in der Wäschekammer nicht, nirgends. Da stieg ich die Treppe hinauf bis zu ihrer Kammer. Ich öffnete die Tür — keine Lisbeth! Ich guckte ein bißchen in der Kammer um, und als ich auf der Kommode ein paar Bücher liegen sah, konnte ich nicht widerstehen, ich trat näher und betrachtete mir alles. Gesangbuch, ein Blumen-
orakel und noch eins: Briefsteller für Liebende. Natürlich

war ich neugierig, was da wohl drinnen steht. Ich schlug das Buch auf und was sah ich? Gleich der erste Brief trug die Ueberschrift: An eine(n) still Geliebte(n). Dann ging's los: „Geliebte(r) meiner Seele, Sonne meiner Tage.“ Und es folgte wörtlich der ganze Quatsch, den mir der alberne Mensch zuerst geschrieben hat. Ich blätterte weiter. Richtig, ich fand lauter Bekannte. Da: Nach dem ersten Alleinsein mit der(m) Geliebten. Und in dem Brief: „Nun, nachdem wir zum erstenmal allein gewesen sind, nachdem Lina, die Göttin der Liebenden, unsern Bund mit ihrem milden Licht bestrahlt hat,“ ah, nun begriff ich alles! Lisbeth kam, als ich eben das entsetzliche Buch wieder auf die Kommode legte. Es hatte wie Feuer in meinen Händen gebrannt! Sie lachte und meinte: „Ach, das hab' ich mal von meiner Freundin geschenkt gekriegt. Ich brauch's aber nicht, mein Schatz und ich, wir schreiben uns keinen Brief, wir machen das mündlich. Aber der Herr Verwalter, der holt sich das Büchle manchmal.“ O, der Abscheuliche! Welches Glück, daß ich ihm nicht geantwortet habe! Ich konnte nach dieser furchterlichen Entdeckung gar nicht erwarten, bis die Stunde zum Gutenachtsgesängen schlug und ich allein mit meinem Schmerz war. Ich glaube, ich habe eine ganze Stunde gehault, ehe ich eingeschlafen bin. Heute früh konnte ich aber schon beinahe lachen darüber. Besonders, da ich auf dem Kaffeetisch einen Brief von Mama fand. Sie schreibt, ich soll recht bald wieder nach Hause kommen. Die gute Mama und Kurt können offenbar die Zeit meiner Rückkehr gar nicht mehr erwarten. Und Kurt hat sein Dekret mit der festen Anstellung als Oberlehrer erhalten. Ich reise morgen schon. Dann brauche ich das fatale dumme Puppen-jüngengesicht nicht mehr zu sehen. Heute ist Herr Chrsam in die Stadt gefahren zum Schweinemarkt. Als ich ihm früh auf der Treppe begegnete, blieb er stehen und fragte mich, ob ich nicht bald einmal wieder in den Garten käme, morgen vielleicht, heute müsse er leider fort. Ich sagte sehr von oben herab: „Nein, ich habe mehr zu tun. Ich habe die Absicht, Lisbeths Briefsteller für Liebende auswendig zu lernen.“ Da hatte er genug.

Gott, wie freu' ich mich auf Mama und auf Kurt! Ob ich wohl beichten muß, daß ich, daß ich — so furchtbar dumm gewesen bin? Ich werde Mama fragen.



Schiller mit dem Feigenblatt.

In dem Lesebuch für Bürger- und Volksschulen in Frankfurt am Main ist die Schiller'sche „Glocke“ gekürzt. Es fehlen u. a. die Zeilen „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“ bis „die schönste Zeit der jungen Liebe“. — Diese Kürzung ist ein unüberlegter Streich: Unsere Klassiker zu beschneiden, ist nicht gestattet, auch in Frankfurt am Main nicht. Nun ist es freilich begreiflich, daß die weggelassene pronographische Stelle bei Männern, Frauen und Jungfrauen von Geschmack Ekel und Widerwillen erregt, allein deshalb darf sie nicht weggelassen, sondern sie muß in usum Delphini umgearbeitet werden und zwar so:

Vom Vater reißt sich stolz der Knabe,
Bezieht die Universität,
Wird dort Bandale oder Schwabe
Und dient dann Seiner Majestät.
Und herrlich, in der Tressen Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelskühn,
Sieht er mit züchtig schäm'gen Wangen
Den Herrn Nachtmeister vor sich stehn.
Der lehrt ihn seine Glieder dehnen,
Und haucht ihn an gar derb und barsch,
Da saßt ein namenloses Sehn
Sein Herz nach dem Parademarsch.
Erröthend deckt er kleine Schäden,
Wenn der Nachtmeister visitirt;
Das Schönste sucht er in den Läden,
Womit er den Gestrungen schmirt.
Und hat er oft mit ihm gefessen
Und stets geschmissen freies Bier,
Dann darf er auf die Tressen hoffen,
Dann wird er Unteroffizier.
Wer könnte jemals sie vergessen
Die schöne Zeit der ersten Tressen!

(Jugend)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Tombak

Recht leicht hat es der Tischlergeselle D. dem früheren Väter, jetzt obdachlosen Paul Tumber gemacht, ihn zu betrügen. Wäre der Betrüger bei all seiner Verbrecherfahigkeit nicht doch dumm genug gewesen, von selbst in die Falle zu laufen, dann wäre es wohl nie geglückt, seiner habhaft zu werden.

Richter: Angeklagter, Sie sind ja schon oft vorbestraft.

Angell.: Herr Gerichtshof, det kann ich nich anders valeinjen. Jedoch, id habe mir for diejet Mal, weß Gott, keen Babrechen nich vorzuschmeißen. For diejet Mal bin id de reene Unschuld, det muh wahr sind. Sie können't flooben, Herr Gerichtshof.

Richter: Wenn Sie uns beweisen, daß Sie unschuldig sind, dann wäre es ja gut.

Angell.: Det kann id. — Id fuhr mit'n Sübring nach Rixdorf, da wohnt meine Schwester. Un in't Koppöh, da siht mir jejenüber een Herr, der immer eene kleine Uhr mang de Fingern dreht. Uf eenmal nimmt er aus de Brusttasche eene Kette un macht se an de Uhr feste. Id bekümmerte mir aber sonst nich weiter um den Mann.

Richter: Na, es scheint doch, als hätten Sie recht Acht gegeben auf alles, was er that.

Angell.: Et war ja weiter Keener nich in't Koppöh, wat sollte id ooch dhun, als mir den Herrn zu bekiesen. — Un nu hieft der Herr die Uhr an't Ohr, jerade so, wie wenn't 'n kleiner Junge macht, wenn er Tade-Tade hören will. Un da fraachte er mich, ob id genau wihte, wie spät det's wär, er wollte die Uhr genau stell'n. Er hätte ihr eben gekooft. Nu fraachte id'n, bei wem er ihr denn gekooft hätte, un da meente er, so unter de Hand bei Zelegenheit. Na wissen Se, Herr Gerichtshof, bei so'n Zelegenheitskoofer, da kann ener mächtig misseest werden, un det saachte id den Mann ooch. Dann lieh id mir de Uhr geben un, ob Sie't glooben oder nich, mir kam die Uhr ganz tombak vor. Jänglich Messing. Drei Goldklapseln, meente der Herr, — Jo hätte der Verkäufer gemeent, aber id habe det mir vor drei Messingklapseln anjesehn. Un dann fraachte id, ob die Kette ooch bei Zelegenheit gekooft wär. „Nee“, saachte der Herr, det is'ne unechte, die kost man 'ne Mark!“ „Sehn Se“ saachte id nu „wat de Vente allens machen, die Kette siht noch goldener aus, wie die Uhr!“ Un da muhte er mir recht jeben. Un nu, det kann id beschwören, war id jänglich ieberzeugt, det die Uhr blos tombak war, un da saachte id nu zu den Herrn, janz nach de Wahrheit jewäh, det id — der Buch hieft jerade in Treptow — det id in Treptow 'n juten Bekannten hätte, der wär Handleiher, der verstände det. Un dann saachte id zu den Herrn, er soll man nach Rixdorf weiter fahr'n, un uf'n Bahnhof wachten, id komme jleich mit'n Bescheid ob die Uhr echt is, oder nich. Erst wollte der Herr nich recht, aber wie id als Pfand die Kette forne Mark zurüdgab, da lieh er mir mit de Uhr aussteigen, un da bin id jleich zu'n Handleiher in de Warschauer jeloosen, un ha't die Uhr untersuchen lassen.

Richter: Da haben Sie die Uhr verjekt.

Angell.: Det sollte id jedahn haben? Nee, det floobe id nich.

Zeuge D.: Herr Gerichtshof, janz so war't wahrhaft'jen Gott nich. In Treptow stieh er aus, janz ohne det id't ahnte. Det id in Rixdorf wachten sollte, det hat er ja jesaacht, det stimmt. Det er da ne Schwester besuchen will, hat er ooch jesaacht, det stimmt ooch.

Angell.: Seh'n Se, Herr Gerichtshof et stimmt Allens.

Richter: Schweigen Sie!

Zeuge D.: Id wachte ooch eene janze, jeschlagene Stunde uf'n Bahnhof in Rixdorf, dann triechte id Vammel, jing uft Revier. Un dann ha'm se in de Nähe von Treptow bei'n Handleiher wirklich de Uhr jefunden, un richtig voseht uf sein richt'jen Namen un jenen Uhre simse, ha'm se den Kerl ooch bei seine Schwester in Rixdorf jefunden. Id war ja 'n bisken dämlich, aber der Schweinehund, der Spihube war doch een noch jroßerer Döslapp.

Richter zum Angell.: Was sagen Sie nun?

Angell.: Id muh mir nochmal vabesendiren. Id hatte nämlich bei den Handleiher janz vagesen, det id de Uhr man blos untersuchen lassen wollte —

Richter: Schweigen Sie!

Der Angeklagte wird zu 6 Monat Gefängniß verurtheilt.

Angell.: Id bitte mir wejen meine Dummheit, die id mir jeleist' hab', mein Zeisteszustand untersuchen zu lassen.



Kindermund.

Karlchens Vater ist Seeoffizier und auf der Heimreise begriffen. Ein Brustbild von ihm steht auf Mütter's Schreibtisch. Täglich dem vierjährigen Jungen das Bild gezeigt und er ist voller Erwartung, den bald Heimkehrenden zu sehen. Endlich ist der große Tag da. Freudestrahlend stürzt die junge Frau mit ihrem Kinde dem Manne entgegen. „Da hast Du nun Vater“, ruft sie ihrem Jungen zu. Karlchen sieht den fremden Mann mißbilligend an und sagt sehr bestimmt: „Das ist nicht Vater, mein Vater hat keine Beine.“

Schulhumor.

Der Herr Schulinspektor besichtigt die Schule und wohnt auch dem Religionsunterricht in der fünften Klasse bei. Da leiht der Schüler auf die Frage, warum der Wein auf der Hochzeit zu Kanaan zu früh ausgegangen sei, antworten kann, will der Rektor der Anstalt den Schülern behilflich sein und sagte einem Jungen leise vor: „Weil zu viele Gäste da waren.“ Der Junge streckt den Finger. „So, Du weißt es, mein Sohn“, redet ihn der Herr Inspektor an, „na also, dann jaa's uns mal!“ „Weil zu viele Geistliche da waren“, antwortet prompt der Junge.

Humor des Auslandes.

Der kleine Joe zeigt seinem Onkel ausgetuschte Bilder. Derselbe klemmt sein Monocle ein und knieft das andere Auge zu. Entrüstet nimmt ihm Joe die Bilder weg, indem er sagt: „So kannst Du ja nicht richtig sehen, Du schläfst ja mit dem einen Auge.“

Enfant terrible.

Karlchen (zum Bräutigam der Schwester): „Onkel, was ist denn heute bei uns los, daß es so feierlich aussieht?“

Bräutigam: „Das weißt Du noch nicht? Heute feiert Deine Schwester Verlobung!“

Karlchen (erfreut): „Ach ja, da ist's immer so hübsch!“

Nach seinem Geschmac.

Er: „Aber, Elsa, lauter Obst hast Du auf Deinem neuen Hut?“ — Das ist gar nicht mein Geschmac!“

Sie (spitz): „Aber um Gottes willen, ich konnte doch nicht um mich nach Deinem Geschmac zu richten — eine Gans mit Kastanien hinaufbinden!“

Er kennt ihn.

„Ach, Herr Doktor, wissen Sie nicht vielleicht ein Mittel gegen die abendliche Nervosität meines Mannes?“

„Om — Versuchen Gnädige vielleicht einmal ein Eisenpräparat in Hauschlüsselform!“

Standesgemäß.

Klein-Elsa: Nicht wahr, Papa, bei reichen Leuten kommt das Christkind nicht angejlogen, sondern angeantelt?“

Individuelle Auffassung.

Paß auf, was is denn dö: alkoholfreies Bier?

Dös is oans, von dem man loan Rauch friegt.

Ja — wozu trinkt man's dann nacha?

Befürchtung.

Tourist (auf einer Weihnachtstour im Gebirge, für sich): Der Wirth hat hier im Gastzimmer und auch oben in meinem Zimmer tüchtig heizen lassen — der wird doch nicht etwa Sommerpreise verlangen!

Deutlich.

Freund (zum Professor, der eine häßliche boshafte Frau hat) Bist Du zu der nicht in Deiner Zerstreuung gekommen?

Kasernenhofblüthe.

„Einzjähriger Lehmann, was sind Sie?“

„Ich fertige optische Instrumente!“

„Also Optimest.“

Der fürsorgliche Schwiegerjohn.

„Merkwürdig, Eduard! Wenn Du mich zur Bahn begleitest, hab' ich noch nie den Zug verjäumt!“

Schlecht gemischt.

Weinhändler (zum Küfer): „Das soll Johannisberger Cabinet sein, was Sie da machen?! — Das ist ja kaum Grüneberger!“

Schwiegervater in spe.

„Sie wollen meine Tochter heirathen? Ja, welche Aussichten haben Sie denn für Ihre Existenz?“

Freier: „Na, wenn Sie mir Ihre Tochter geben, die besten.“

Satire.

„Du sollst dem Ochsen, der da drischt,
— So heißt es — „nicht das Maul verbinden!“
Doch wenn ein Ochse Phrasen drischt,
Da würd' ich es am Plage finden.

Neues von der Sekundärbahn.

Bahnbeamter: „Wolle Sie, mei Herrle, vielleicht nach Schut-
fert (Stuttgart).“

Herr: „Jawohl! Gewiß!!!“

Beamter: „Ja, da hätte Sie aber müsse einschteige; 'sch Bügle
'sch derweile ebe 'nausgefahre!“

Gewöhn.

„Was, jetzt nach zehn Jahren müssen Sie noch eine Land-
wehrübung mitmachen? Da wird Ihnen aber das Gehorchen-
müssen unangenehm sein!“

„O, nein, ich bin ja verheiratet!“

Au

Frau Müller: „Warum mag nur heute der Sänger S. nicht
in der Oper mitwirken?“

Frau Schulze: „Wahrscheinlich weil er gestern bei den Wah-
len seine Stimme abgeben mußte!“

Monolog.

„Der schönste Zug meiner Schwiegermutter ist immer der
mit dem sie fortfährt.“

Größte Renommée.

„Na, wieder fleißig Coupons abgeschnitten?“

Reintier: „Sehr fleißig! — Couponschere glänzend geworden.“

Natürlich

Dame: „Herr Leutnant, führen Sie ein Tagebuch?“

Leutnant: „Aber, werde in Tagebüchern geführt.“

Verschaffte Frage

Maurer: „Gestern hat mich so 'n Amateurphotograph bei der
Arbeit aufgenommen.“

„Das war wohl sicher 'ne Momentaufnahme?“

Das Nächstliegende

Lehrer: „Wozu braucht man die Seife?“

Der kleine Jaak (Hausierersohn): „Zum Vertausen.“

Neues Wort

Haben Sie schon einmal einen solchen Flirtuosen wie den
Referendar v. . . gesehen?“

Beim Examen.

Professor: „Nun, Herr Kandidat, wie erklären Sie mir die
Nordthar Richard 3.“

Kandidat: „Herr Professor, dafür finde ich keine Worte.“

Wenig genug.

A.: „Der Schulz, der arme Kerl, hat bei dem Bankrott sei-
nen Verstand verloren.“

B.: „Mehr nicht?“

Hührend

A.: „Ein einziges Mal weiß ich, daß mich ein Bild zu Thrä-
nen gerührt hat!“

B.: „Na nu, was hat das denn vorgestellt?“

A.: „Das weiß ich nicht mehr, es war mir nämlich auf den
Kopf gefallen!“

Rothschild und der Bettler

Der „Gil. Blas“ erzählt folgende Schnurre: Am Neujahrs-
tage erschien bei Rothschild ein Bettler, um ihm zum Jahres-
wechsel zu gratuliren. Da er etwas laut sprach, sagte Rothschild
zu ihm: „Sprechen Sie, bitte etwas leiser — man schreit doch
nicht so wenn man ein Anliegen hat!“ Der Bettler aber erwi-
derte gekränkt: „Wollen Sie mich etwa schnorren lehren? Ueber-
nehmen Sie doch mein Geschäft und übergeben Sie mir das
Ihrige . . .“

Unverschäm.

Gläubiger: „Gestern war ich dreimal mit der Rechnung
hier!“

Schuldner (enttäuscht): „Was?! — Und da kommen Sie
heute schon wieder?“

Ein guter Kerl

Hubert (der seine Koufine küßt): „Mach die Augen zu und
faß die Knöpfe an, dann denkst Du, es küßt Dich 'n Leutnant.“

Aus dem juristischen Examen

„Herr Kandidat, was verstehen Sie unter idealer Konfuz-
renz?“

„Wenn ein Konkurrent dem andern Kunden zuweist.“

Höflich.

A.: Ist bei Ihnen nicht der Luftschiffer verunglückt?“

Thurmwächter: Natürlich, ich war beim Mittagessen, als er
heruntergecaust kam — er hat mir noch „Mahlzeit“ zuge-
rufen.“

Ein Gefühlsmensch.

„Morjen, Kamerad! Habe zu meinem Bedauern gehört, Ver-
lobung zurückgejanjen!“

„Allerdings! — — Jeschichte hat mir wahrhaftig janzem Vor-
mittag verdorben!“

Bligableiter.

„Warum haut denn Deine Frau in der Küche so mit den
Sachen herum?“

„Der Doktor hat ihr's Sprechen verboten!“

Schwerer.

Gattin eines Sonntagsjägers: „Daß Du aber immer gar so
kleine Hasen von der Jagd nach Hause bringst?!“

Gatte: „Ich bitte Dich, die sind doch viel schwerer zu schie-
ßen!“

Verschafft

„Nun, was sagen Sie zu meinem Rheinwein?“

„Um . . . der scheint mir aber sehr dicht am Rhein gewachsen
zu sein.“

Vexierbild.



Wo ist die Wäscherin?

Reaktionsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Voormert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden

Ein Führer zum Wohlstand für Jedermann

ist

Das Buch der praktischen Erwerbslehre.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von
Reinhold Fröbel. 3. Auflage.

Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mk. 50 Pfg.

Die Wiener „Presse“ urtheilt über das Werk: „Das
Fröbel'sche Buch ist ein Volksbuch, ein praktischer
Führer durch die Wirrsale des Erwerbslebens, ein
Valencium für jedermann. Es zeigt durch verständ-
liche Anweisung und praktisches Beispiel dem kleinen
Mann wie dem grossen Kapitalisten, dem Handwerker
wie Beamten, dem Kaufmann wie Landwirt, kurz allen
Ständen und Berufsarten die Mittel und Wege, wie
der materielle Wohlstand zu begründen und zu erhal-
ten, wie die ganze Erwerbstätigkeit praktisch und er-
folgreich zu gestalten ist.“ 182

Leipzig. Fröbel'sche Verlagshandlung.